

Hier draußen an der Grenze

Tobias Müller
Hier draußen an der Grenze

Tobias Müller ist freier Journalist in Amsterdam und arbeitet meistens als Benelux-Korrespondent für diverse Zeitungen und Zeitschriften. Seit 2008 dokumentiert er daneben in einem fortlaufenden Reportagen-Projekt die Auswirkungen europäischer Migrationspolitik.

Tobias Müller

Hier draußen an der Grenze

Repressive Elendsverwaltung
auf europäischen Migrationsrouten

VSA: Verlag Hamburg

Dank

all jenen, die mir in Zuständen größter Bedrängnis, permanenter Entbehrung und Gefahr vertrauten und mir ihre Geschichten erzählten.

Außerdem Gerd Siebecke und Klaus Schneider vom VSA: Verlag für ausgezeichnete Betreuung, gute Zusammenarbeit und Layout, Tom Strohschneider für die Vermittlung und Lorenz Matzat für die Idee zu diesem Buch, den geschätzten Fotograf*innen Daniel Seiffert, Julia Druelle, Lorenz Matzat, Manette Ingenegeren, Tinka Kalajžić, den Redakteur*innen, mit denen ich in den letzten Jahren zahlreiche Recherchereisen organisierte, besonders Anina Valle Thiele, Christian Füller und Thorsten Fuchshuber sowie den Auslands- und Reportage-Redaktionen der taz.

Und nicht zuletzt meiner Freundin Roberta, unserer Tochter Luana, meinen Eltern Hildegard und Karl- Josef und meiner Schwester Corinna.

Fotonachweis:

Alessia Capasso (Brüssel): S. 31, 43, 46
Julia Druelle (Calais): S. 85, 88, 91
Manette Ingenegeren (Amsterdam): S. 37, 40,
Tinka Kalajžić (Rijeka): Titelfoto, S. 6, 69, 72, 75, 77, 83
Lorenz Matzat (Berlin): S. 109, 115
Tobias Müller (Amsterdam): S. 15, 18, 61, 64
Daniel Seiffert (Berlin): S. 51, 54, 57, 93, 96, 100, 105
Edouard Bride (picture-alliance/dpa): S. 9, 12
Jean Pierre Brunet (picture-alliance/dpa): S. 23
Lewis Whyld (picture-alliance/dpa): S. 26

Die teilweise bearbeiteten Reportagen erschienen zunächst in folgenden Zeitungen bzw. Zeitschriften:

Das Camp der blinden Passagiere: Frankfurter Rundschau, 21.11.2008
Im Wohnzimmer der Versprengten: WOXX (Luxemburg), 2.10.2009
Die letzten Paschtunen am Kanal: Der Tagesspiegel, 22.9.2010
Die Nacht, als die Routine endete: Der Freitag, 13.5.2011
Hoffnung im Niemandsland: die tageszeitung, 22.12.2012
One Love auf der Festungsmauer: Jungle World, 11.10.2013
Eine Halb-Etage Krieg in marmornen Hallen: die tageszeitung, 27.9.2014
Nervös an der Nordsee: WOXX (Luxemburg), 10.7.2015
Vabanque an der Grenze: die tageszeitung, 21. und 23.9.2015
Der Zaunbau von Orbanistan: die tageszeitung, 26.9.2015
Die Geschichte wiederholt sich: WOXX, 27.10.2016; die tageszeitung, 29.10.2016
Wie Ebbe und Flut – Rückkehr nach Calais: Der Freitag, 24.8.2017
Die neue letzte Hoffnung: die tageszeitung, 1.6.2018; WOZ (Schweiz), 24.5.2018;
WOXX (Luxemburg), 25.5.2018 und 1.6.2018

© VSA: Verlag 2018, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Buchbinderarbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-89965-839-2

Inhalt

Einleitung	6
Das Camp der blinden Passagiere	9
Dunkerque, Kanalküste, Herbst 2008	
Im Wohnzimmer der Versprengten	15
Brüssel, Herbst 2009	
Die letzten Paschtunen am Kanal	23
Calais, Spätsommer 2010	
Die Nacht, als die Routine endete	31
Lampedusa, Mai 2011	
Hoffnung im Niemandsland	37
Amsterdam, Dezember 2012	
One Love auf der Festungsmauer	43
Lampedusa, Spätsommer/Herbst 2013	
Eine Halb-Etage Krieg in marmornen Hallen	51
Mailand, September 2014	
Nervös an der Nordsee	61
Texel, Hoek van Holland, Zeebrugge, Sommer 2015	
Vabanque an der Grenze	69
Tovarnik, Baranjsko Petrovo Selo, September 2015	
Der Zaunbau von Orbanistan	77
Röske, Beremend, Ásotthalom, September 2015	
Die Geschichte wiederholt sich	85
Calais, Herbst 2016	
Wie Ebbe und Flut – Rückkehr nach Calais	93
Calais, Sommer 2017	
Die neue letzte Hoffnung	109
Bosnien, Mai 2018	

Hier draußen an der Grenze



Spätestens seit der sogenannten Flüchtlingskrise von 2015 ist die europäische Migrationspolitik ein beherrschendes Thema. Sie ist Gegenstand von Wahlkampfkampagnen und Kamingesprächen, Anlass zahlloser TV-Debatten und Essays und markiert nicht zuletzt eine Bruchlinie in der politischen Kultur, die immer krasser zutage tritt – auf nationaler Ebene, aber auch innerhalb der EU. »Die Flüchtlinge« bzw. ihre Abwehr und Abschiebung sind allgegenwärtig.

Was den gesellschaftlichen Diskurs zum Thema Flucht und Migration anbelangt, stellt die Jahreszahl 2015 eine Zäsur dar. Sie steht symbolisch für so gegensätzliche Phänomene wie »Willkommenskultur« und Angriffe auf die Unterkünfte Geflüchteter, für das vorübergehende Außer-Kraft-Setzen der Mechanismen der »Festung Europa« sowie ihre hastige und umso effizientere Restauration. Auch die unselige Verknüpfung von Migration mit »Sicherheit« und »Terrorismus« nahm hier ihren Ausgang.

Auf meine journalistische Arbeit entlang europäischer Migrationsrouten, die 2008 an der Kanalküste begann, hatten die Ereignisse von 2015

ebenfalls einen großen Einfluss. Mit der Dringlichkeit und der zunehmend hitzigeren Diskussion vergrößerte sich das Interesse am Thema. Gute Nachrichten für Freelancer natürlich – die Nachfrage nach Augenzeugenberichten nimmt zu.

Inhaltlich bietet sich die Chance, vor Ort zu recherchieren und mit Analysen und Berichten zu einer grundlegenden Diskussion beizutragen als jene, die von Angst, Irrationalität und rigider Identitätspolitik dominiert und gerne mit erhobener Stimme geführt wird. Wer sich an die neuralgischen Punkte dieser Routen begibt, erlebt eine andere, vor allem vielschichtigere Wirklichkeit, als so manche Schlagzeilen und Kurz-Nachrichten nahelegen.

Natürlich können die 13 Reportagen, die in diesem Buch gesammelt sind, die äußerst komplexe Problematik nicht lösen, die der »Flüchtlingskrise« zugrunde liegt. Wohl aber können sie zeigen, dass diese weder 2015 begann noch mit der vermeintlichen »Schließung« der Balkanroute endete. Die Texte entstanden an verschiedenen Schauplätzen im Norden und Süden, im Osten und Westen des Kontinents, skizzieren die Auswirkungen einer Migrationspolitik, die vor allem repressive Elendsverwaltung betreibt. Der sogenannte Türkei-Deal etwa hat nie vorgegeben, etwas anderes zu sein. Er reiht sich in die früheren Abkommen mit dem Gaddafi-Regime ein und findet seine logische Fortsetzung in der »Zusammenarbeit« mit der libyschen Küstenwache oder der Ausrüstung der Länder der Sahelzone zu einem vorgelagerten Schutzwall.

Die Abwehrmaßnahmen Europas und die beständige Anpassung von Migrationsrouten bedingen sich gegenseitig. Sie bilden ein System, das sich selbst instand hält. Nimmt die Repression an einem Ort besonders zu, verlagert sich das Geschehen an einen anderen, um später zurückzukehren. Die Schauplätze, die in diesem Buch mit mehr als einem Kapitel vertreten sind, zeigen diese Dynamik. Für jene, die aus welchen Gründen auch immer in Europa ein neues Leben beginnen wollen, bedeutet dies Erniedrigung und Gewalt, Entbehrung und immer wieder Gefahr für Leib und Leben. Das Mittelmeer als Massengrab Geflüchteter sowie die Zustände auf der Balkanroute bis heute sind längst Symbole dieser Entwicklung.

Der Titel dieses Buches geht zurück auf die ersten Zeilen des Liedes *Higher Wall* der Band *New Model Army*. Erschienen ist es vor annähernd 30 Jahren, an Aktualität haben die Worte nichts verloren – was

für ein beklemmender wie schaler Satz. Sie fassen zudem viele Eindrücke zusammen, die von Recherchen an den Schauplätzen bleiben – sei es als Gedankenschleifen auf den Rückreisen oder als Bilder, die nach längerer Zeit plötzlich wieder vor meinem inneren Auge auftauchen. Die Zeilen lauten so:

*We're out here on the borders with our favourite few possessions
Traded stories whispered round the fire
As shadows in the searchlights, mugshots in the files
Waiting in the camps behind the wire¹*

Noch ein Wort zur Auswahl der Schauplätze: Städte wie Brüssel, Mailand oder mein Wohnort Amsterdam liegen weder »an der Grenze« noch in deren unmittelbarer Nähe. Aufgenommen habe ich die dort entstandenen Reportagen trotzdem. Zum einen, weil die Protagonisten die beschriebenen Zustände an den Grenzen erlebt haben und – begreift man Grenze eher systemisch als räumlich – ihren Auswirkungen noch immer ausgesetzt sind. Zum anderen erleben wir seit Jahren, wie sich die hier beschriebenen Mechanismen ins Hinterland verlagern – von der Kanalküste an die LKW-Parkplätze Belgiens und Nordfrankreichs oder von der Mittelmeerküste in Richtung Sahara und Sahel.

Ein abschließender Hinweis betrifft die Fotos, welche die Reportagen begleiten: Den allergrößten Teil meiner Recherchen bestritt ich gemeinsam mit befreundeten Fotografen – und dem Ziel, der Realität auf den Migrationsrouten mittels Wort und Bild möglichst nahe zu kommen. Jedes Medium kann dabei durchaus für sich selbst stehen. Gemeinsam aber ergänzen sich beide zu einer Dokumentation dessen, was wir vor Ort vorfanden. Je nach Situation kann ein Foto dabei einen Moment einfangen, der mit Worten nur unzureichend zu beschreiben ist. In anderen Fällen wiederum kommt man ausschließlich mit Papier und Stift weiter, da die Umstände heikel sind und eine Kamera bisweilen Misstrauen auslöst. Beide Dimensionen ergeben ein vollständigeres Zeugnis.

Amsterdam, im September 2018

¹ Wir sind hier draußen an den Grenzen,
mit unseren paar wichtigsten Habseligkeiten
Geschichten, die am Feuer geflüstert werden,
Wie Schatten in den Suchscheinwerfern, Polizeifotos in den Akten
In den Lagern wartend, hinterm Stacheldraht

Das Camp der blinden Passagiere

Dunkerque, Kanalküste, Herbst 2008



Paletten, Plastikfolien, Abfall: In den inoffiziellen Siedlungen an der Kanalküste wird »notdürftig« neu definiert.

Loon Plage liegt dazwischen. Ein Dorf mit 6.000 Einwohnern im französischen *Département Nord*, gleich außerhalb von Dunkerque. Rund 30 Kilometer sind es von hier bis Calais, gut 60 bis hinauf ins belgische Oostende. Beide Hafenstädte dienen Migranten als heimlicher Absprungort nach Großbritannien – mit ganz unterschiedlichen Vorzeichen. In Calais warten seit Jahren so viele auf ihre Chance, dass die Suche nach einem LKW sich auf offener Straße abspielt. Ganz anders Oostende: In der Sommersaison, die nun beendet ist, legte man großen Wert darauf, die Badegäste nicht zu verschrecken. Kaum jemand in der Stadt weiß etwas von den Menschen, die sich in den Büschen eines kleinen Parks hinter dem Bahnhof versteckt halten. Ihre Spuren erschließen sich nur sehr aufmerksamen Augen.

Loon Plage liegt dazwischen, auch im übertragenen Sinn. Im Dorf bekommt man von dem Geschehen nichts mit, aber dass sich auch hier eine Gruppe von Migranten aufhält, irgendwo draußen, wo der Hafen von Dunkerque beginnt, ist bekannt. »Carrferrý«, weist die Frau in der Bäckerei den Weg, mit einem Akzent, so schwer, dass man das Wort erst nachklingen lassen muss, um es zu verstehen. Am Kreisverkehr weist ein Schild in Richtung des Fähranlegers. Die Dämmerung kündigt sich an. Wolken ziehen schnell über das öde Niemandland, in dem es nichts gibt außer Containerburgen und Lagerhallen vor spärlicher Vegetation, gebückt unter der Knute des Küstenwinds. Und dann, weit abseits der Straße, tauchen ein paar niedrige, schiefe Behausungen auf.

Vielleicht zehn Unterschlüpfе sind es, die da versprengt im Grasland liegen. Sie Hütten zu nennen, wäre stark übertrieben. Notdürftigst sind sie zusammengezimmert, aus Paletten, Plastikfolien und aus Abfall. Jeder davon misst acht oder neun Quadratmeter. Etwa 50 Männer, alle aus dem kurdischen Norden Iraks, finden darin Nacht für Nacht Platz. »Das Leben ist fürchterlich hier«, sagt einer der Bewohner, nennen wir ihn Ali. »Wir können nicht duschen. Wir finden kaum Schlaf, denn nachts wird es schon kalt.« Ali lebt seit drei Wochen im Camp, das von seinen Bewohnern, wie an der Kanalküste üblich, *Jungle* genannt wird. Der Alltag hier ist ein permanenter Zustand der Entbehrung. »Wir haben zu wenig zu Essen. Ab und zu kommen Leute und bringen uns ein paar Nahrungsmittel. Aber selbst, wenn wir etwas haben, wird uns manchmal schlecht davon. Jeder will hier weg, so schnell wie möglich.«

Mit dem Wegkommen ist das so eine Sache. Eigentlich liegt der erste Schritt schon in Sichtweite des Camps. Vielleicht ein Kilometer Luftlinie trennen die Männer davon. Lächerlich wenig ist das, gemessen an den Odysseen, die sie hinter sich haben. Doch hier, so kurz vor dem Ziel, geht es nicht mehr um Entfernungen. Was zählt, ist ein Schlupfloch zu finden in dem zusehends dichter werdenden Netz, mit dem sich Großbritannien vor Menschen wie ihnen schützen will, die weder Kosten noch Gefahren scheuen, ihren Traum von einem Leben dort wahr zu machen.

Ali hegte diesen Traum schon, als er noch ein Teenager im nordirakischen Kirkuk war. Mit 23 hatte er genug Geld für ein One-Way-Ticket in ein besseres Leben. Per Lastwagen gelangte er in die Türkei, von dort ging es nach Griechenland, nach Italien, immer weiter nordwestlich, Kurs England. Nicht mehr als vier Tage brauchte er für die Strecke.

»Ich habe einen guten Preis gezahlt.« Ein schwaches Grinsen huscht über seine stoppeligen, hohl gewordenen Wangen, als er davon erzählt. Sogleich verliert es sich wieder. Hier, an der Kanalküste, ist ihm sein Schwung abhandengekommen. Vorläufig ist Ali gestrandet, in einem trostlosen Industriegebiet bei Loon Plage.

Einige der Anderen sind schon seit zwei Monaten im *Jungle*, angetrieben von einem Mythos.

»Britannia?«, fragt Ali in die Runde, und erntet ein zustimmendes Nicken. Was ist es, das diese Männer dort hinzieht, und wofür sie mit jedem Versuch, an Bord einer Fähre zu kommen, ihr Leben riskieren? »Die Regierung kümmert sich um die Menschen, es gibt gutes Geld zu verdienen, sogar die Polizei ist gut«, sagt einer. Wieder Nicken. Das Problem ist nur, dass England auf diejenigen, die an den Küsten des europäischen Festlands von der Insel träumen, alles andere als erpicht ist. Die Kontrollen von LKW, auf denen sich Transitmigranten als blinde Passagiere einzuschiffen versuchen, wurden inzwischen drastisch verschärft. In französischen und belgischen Häfen operieren Mitarbeiter des britischen *Immigration Service*. Ihre technische Ausrüstung umfasst Scanner, endoskopische Kameras und CO₂-Detektoren.

An einem dieser Tage telefonierte ich von der Kanalküste aus mit Tony Fuller, einem Mitarbeiter des *Kent Refugee Action Network* in Dover. Er erzählte, dass es kaum noch jemand durch dieses engmaschige Netz von Kontrollen hindurch schaffe. Die britische Regierung will in Kürze zum ersten Mal eine teilweise Ausweisungspflicht für Nicht-EU-Bürger einführen. Dazu soll die Einwanderung durch ein Punktesystem reguliert werden, das streng am Arbeitsmarkt orientiert ist. Ein Prinzip, das längst nicht nur denjenigen die Sache erschwert, die versteckt zwischen der Ladung eines LKW ins Land kamen. Nur, dass ausgerechnet sie dadurch besonders schlechte Chancen hätten.

Auf der anderen Seite des Kanals ist diese Kunde noch nicht angekommen. Und wenn, müsste sie es mit der Hoffnung aufnehmen, die das einzige ist, was das Ausharren in dieser windigen Ödnis zwischen dem Hafen und Loon Plage erträglich macht. Wer es bis hierher geschafft hat, ist zu weit gekommen, um noch umzukehren. Gut 100 Kilometer von den Weißen Klippen entfernt, auf denen heute symbolisch das Abschiebegefängnis *Dover Immigration Removal Centre* thront, werden Fluchtpläne geschmiedet und Nacht für Nacht in die Tat umgesetzt.



Der Weg zum Hydranten – ein essenzieller Bestandteil des täglichen Überlebens.

Vorgestern erst wurde Salam – auch er heißt eigentlich anders – vom Fahrer eines LKW entdeckt, hinter dessen Reifen er sich versteckt hatte. Salam konnte sich aus dem Staub machen, bevor die Polizei eintraf. Wenig später war er zurück im *Jungle*. »Doch selbst wenn die Polizei uns erwischt, bringen sie uns nach Dunkerque und lassen uns wieder laufen.« Ali hat es schon zehn oder zwölf Mal probiert. Er kramt in seinen Taschen und zieht einen zusammengefalteten Ausweisungsbefehl heraus, unterzeichnet von der Polizeipräfektur in Dunkerque. Nicht, dass es jemand in den Sinn gekommen wäre, dort um Asyl zu fragen. Doch das Dokument zeigt, in welchem offiziellen Niemandsland sich die Transitmigranten befinden. Sie bilden die rechtliche Unterschicht all derer, die auszogen, ohne irgendeinen Anspruch auf Unterstützung in Frankreich.

Es wirkt surreal, als im Hintergrund eine Fähre auftaucht. Soeben ist sie aus dem Hafen von Dunkerque ausgelaufen. Leuchtend weiß erhebt sie sich nun über das flache Buschland. All die Geschichten von vergeblichen Versuchen lassen sie beinahe wie eine Fata Morgana erscheinen, und allein die Containertürme des Hafens von Dunkerque und die Ladekräne, die ihre stählernen Arme in bizarren Formen in den Horizont strecken, lassen die Fähre etwas weniger deplatziert wirken.

Es ist nicht leicht, auf dem feuchten Boden ein Feuer zu machen. Als es endlich glückt, bläst der Wind den Rauch in alle Richtungen. Salam nimmt den Deckel einer leeren Konservendose und fängt an, mit dem scharfen Rand Kartoffeln zu schälen. Er wirft sie in eine Pfanne, die ganz schwarz verbrannt ist, und brät sie. Salam hat schon ganz anderes erlebt als dies hier. Anderthalb Jahre war der 27-jährige Mitglied einer Anti-Terror-Sondereinheit der irakischen Armee. Notfalleinsätze in Bagdad, Mossul und Falludscha gehörten zu seinem Standardprogramm. Mit dem Monatslohn von 1.000 Dollar konnte er die Schleuser bezahlen, die ihm ein Flugticket nach Istanbul besorgten und ihm dort einen LKW vermittelten. Viereinhalb Tage bangte er vor der Entdeckung, dann war er in Paris. Irgendwann wird er es auch über den Kanal schaffen, davon ist er so überzeugt wie alle anderen.

Ali streckt sich, der frühe Herbsteinbruch steckt allen hier in den Knochen. Dann schnappt er sich einen Plastikkanister und macht sich auf zur Wasserstelle. Wir begleiten ihn durch die Büsche, ein Stück entlang an den rostigen Gleisen, über die einst ein Güterzug fuhr. In

der Entfernung bewegen sich zwei andere Campbewohner Richtung Loon Plage, dem Dorf, das ein bißchen Zerstreuung bieten könnte, oder zumindest eine Telefonzelle. Den ganzen Tag laufen die in Kapuzen verummten Gestalten über die Schienen. Parallel zu diesen zieht sich in ein paar Hundert Metern Entfernung die Schnellstraße, auf der die Trucks Richtung Hafen donnern. Niemand nimmt Notiz von den schwarzhaarigen Männern, die sich hier an einem Hydranten waschen, Trinkwasser holen oder einfach die Zeit totschiagen. Zwei Jugendliche mit viel zu großen Schuhen tragen einen Ringkampf aus. Ein anderer Bewohner seift sich unter dem kalten Strahl ein.

Dass sich ein paar Verzweifelte gerade diese Ecke für den Absprung nach England gewählt haben, liegt nicht nur daran, dass Dunkerque einer der größten Häfen Frankreichs ist. Auch das berühmte Auffanglager in Sangatte steht in der Ahnenreihe des hiesigen *Jungle*. Der Eurotunnel, gebaut an der schmalsten Stelle des Ärmelkanals bei Calais und 1994 eröffnet, machte die Gegend 30 Kilometer weiter südlich schnell zum Zentrum der Transmigration. Das Lager des Roten Kreuzes sollte die größten Lücken in der Versorgung derjenigen stopfen, die in Erwartung einer Tunneldurchquerung in den Straßen von Calais campierten. Um die Jahrtausendwende stammte die erste Generation meist aus dem Kosovo. Bald kamen andere Flüchtlinge hinzu, vor allem aus Irak und Afghanistan, deren Traum vom Leben in England mit dem Eurotunnel ein ganzes Stück greifbarer schien. Bald schon lasteten zehntausende gescheiterte und einige Hundert geglückte illegale Einreisen nach England schwer auf den Beziehungen zwischen Paris und London. 2002 schloss Innenminister Sarkozy das Lager in Sangatte.

Für die Migranten, die unterwegs nach Großbritannien waren, wirkte sich das wie eine Zentrifuge aus. Zwar blieb Calais das Zentrum des Geschehens, doch ein Teil von ihnen zog auch weiter entlang der Kanalküste, um von einem anderen Hafen sein Glück zu versuchen. So wie Safi, der nun in Loon Plage am Feuer sitzt und seinerzeit schon in Sangatte dabei war. Heute ist er 32 und einer der Ältesten im *Jungle*. Über die Zeit dazwischen mag er nicht sprechen, das Land, in dem er sich aufhielt, nennt er nicht. Safi bleibt in der Gegenwart, und die hat ihre Dringlichkeiten. »Wir versuchen es wieder. Vielleicht heute nacht, vielleicht morgen, niemand weiß es. Aber wir sollten hier weg sein, bevor der Winter kommt.«